

„Wir Journalisten sind zynisch“

Ein Gespräch mit dem zweifachen Kisch-Preis-Träger Christoph Scheuring – über Gott und das Lastwagenfahren, seinen Rauswurf beim „stern“ und sein Intermezzo bei „Bild“, und warum Füllwörter keineswegs überflüssig sind

RF: Lieber Christoph Scheuring, ehe Sie Reporter wurden, haben Sie katholische Theologie studiert und waren Lastwagenfahrer. Das ist nicht der direkteste Weg in den Journalismus.

Scheuring: Na ja, ein guter Reporter fährt durch die Welt und versucht die Menschheit zu einem gerechteren und solidarischerem Leben zu bekehren. Insofern ist der Journalismus die Synthese meiner beiden vorherigen Lebensentwürfe.

RF: Sie wollten wirklich ernsthaft Priester werden?

Scheuring: Ich war begeistert von der Befreiungstheologie Südamerikas, ich fand das Modell des Zusammenlebens der Brüder von Taizé faszinierend, die Wirklichkeit eines deutschen Priesterseminars war es dann nicht mehr.

RF: Können Sie uns erzählen warum?

Scheuring: In den konservativ geprägten, provinziellen Gegenden Deutschlands war es damals noch so, dass ein Mann, kein vollwertiges Mitglied der ländlichen Gemeinschaft sein konnte, wenn er nicht wenigstens verheiratet war und eine Familie hatte. Es sei denn, er war der Priester des Ortes. Im Priesterseminar versammelten sich deshalb viele, die aus dem einen oder anderen Grund diesem Wertekatalog nicht entsprechen konnten: Viele Homosexuelle zum Beispiel. Diese Menschen kamen dann in eine Umgebung, in der ihre Sexualität nicht nur nicht akzeptiert wurde, sondern als Sünde galt. Ich habe nie zuvor und nie wieder so viele gebrochene Menschen gesehen. Nicht das wir uns hier falsch verstehen: Es waren viele wunderbare Menschen darunter, aber eben auch viele, die an der katholischen Moral gescheitert sind. Für mich lag die Schuld vor allem am Zölibat und der verklemmten Sexualmoral der katholischen Kirche. Diese Einschätzung habe ich so lange und so offensiv vertreten, bis die Leitung des Priesterseminars der Meinung war, ich sollte meinen Weg lieber alleine außerhalb der heiligen Mauern suchen.

RF: Und dann wurden sie Fernfahrer?

Scheuring: Dann musste ich irgendwie Geld verdienen und habe für arabische Kunden neue Mercedes-LKWs in den Nahen Osten überführt. Die Autos gingen von Karlsruhe aus bis nach Syrien oder in den Irak. Dann kann der erste Golfkrieg, 1979/80, zwischen dem Irak und dem Iran, und das Geschäft mit den LKWs brach vollständig zusammen. Mir blieb damals nichts anderes übrig, als ein normaler Fernfahrer im normalen europäischen Güterfernverkehr zu werden. Das bedeutete, ich war eigentlich nie zu Hause. Nach einem Jahr hat meine Freundin gesagt, dass es so nicht mehr weitergeht. Das habe ich eingesehen.

RF: Also habe Sie beschlossen Journalist zu werden und sich an der Henri-Nannen-Schule beworben.

Scheuring: Ich war damals komplett naiv. Ich hatte bis dahin noch keine einzige Zeile geschrieben, außer einigen Seminararbeiten an der Uni, und trotzdem geglaubt, dass ich die Aufnahmeprüfung sowieso ganz sicher schaffen werde. Also habe ich meine Sachen gepackt und bin mit meiner Freundin von Freiburg nach Hamburg gezogen, noch bevor ich eine Zusage oder sonst irgendetwas hatte.

Dass ich aufgenommen wurde, verdanke ich vor allem einem Mann. Er heißt Michael Jürs, war damals Ressort-Leiter Unterhaltung beim „stern“ und saß in der Prüfungskommission. Ich erinnere mich noch genau an diesen Moment: Haug von Kuenheim von der „Zeit“ ergriff damals das Wort und fragte: Herr Scheuring, Sie haben doch sicher Dostojewski gelesen? Was halten Sie von seiner Sprache? Mein Problem war, dass ich Dostojewski nie gelesen hatte und auch nicht den Mut hatte, dies einfach zuzugeben. Ich glaube, ich habe ziemlich peinlich herumgestottert, bis Jürs irgendwann sagte: „Dostojewski interessiert hier doch gar nicht, ich lese in Ihrem Lebenslauf, dass Sie Lastwagenfahrer sind. Was halten Sie denn von der Berichterstattung darüber in unseren Medien?“ Und einen Tag nach der Prüfung rief er mich noch mal an und fragte: Herr Scheuring, haben Sie nicht Lust für mich einen Artikel übers LKW-Fahren zu schreiben. Der kam dann im „stern“ als „große Farbstrecke“, was damals noch als etwas Besonderes galt. Es waren meine ersten veröffentlichten Zeilen.

RF: Es muss ein großes Gefühl gewesen sein, diese Ausgabe in den Händen zu halten.

Scheuring: Ganz ehrlich, ich bin fast zusammen gebrochen, als ich den Artikel gelesen habe. Ich hatte keine Ahnung, dass in Redaktionen Leute sitzen, die Texte umschreiben. Jedenfalls hat der CVD damals lauter Worte hinein redigiert, von denen er annahm, dass sie zum Sprachschatz eines LKW-Fahrers gehören. Ich bin dann z.B. nicht ins „Führerhaus“ geklettert sondern „auf den Bock“. Und ich habe keinen LKW gefahren sondern einen „Brummi“. Lauter Worte halt, die kein Fernfahrer in den Mund nimmt und für die ich mich so geschämt habe, dass ich zum Hörer gegriffen habe, um herauszufinden, wer dafür verantwortlich war. Ich wurde also zum CVD durchgestellt und habe ihm lauter Sachen gesagt, die man nicht sagen sollte als kleiner Schreiber, der gerade seine erste Geschichte abgeliefert hat.

RF: Hat Ihnen dieser Wutausbruch geschadet?

Scheuring: Schwer zu sagen. Ich würde trotzdem jedem Anfänger raten, sich nicht alles gefallen zu lassen. Du musst deinen Stil entwickeln, du musst um deinen Stil kämpfen. Nur so kannst du unterscheidbar werden. Aber der Grad ist schmal zwischen einer Leidenschaft für die Sprache und Renitenz. Zwischen einem individuellen Stil und purer Selbstüberschätzung.

Wolf Schneider, damals Leiter der Henri-Nannen-Schule, hat uns immer geraten: Wenn ihr stark redigiert werdet, dann akzeptiert ein Drittel, weil ihr es einseht, ein Drittel, obwohl ihr es nicht einseht, und ein Drittel akzeptiert ihr nicht. Das ist eine Faustregel, die sich bewährt hat.

RF: Nun war Wolf Schneider ja ebenfalls bekannt für seine Schärfe und Strenge. Wie sind sie mit ihm klargekommen?

Scheuring: Unser Verhältnis war von Anfang an eher gespannt. Es begann mit der Art, wie ich gelesen habe, die er als respektlos empfand. Es lag an meiner Art zu reden, die nie druckreif war und die er mindestens für „unreif“ hielt. Und es endete in unserer unterschiedlichen Auffassung, was die Sprache betrifft. Schneider ging es immer um Korrektheit in der Sprache. Mich hat Korrektheit nie interessiert. Schneider schrieb für den Intellekt. Ich wollte für das Herz schreiben. Das einzige, worin wir übereinstimmten, war unsere Aversion gegenüber dem gedankenlosen Gebrauch von Sprache. Jedes Wort in einem Text braucht einen hinreichenden Grund für seine Existenz. Darin waren wir uns einig. Ansonsten kamen wir zu völlig unterschiedlichen Resultaten.

RF: Können Sie uns dafür ein Beispiel geben?

Scheuring: Für Schneider ist beispielsweise jedes Füllwort per se gedankenlos. Für mich macht es oft den Unterschied aus, ob ein Satz funktioniert oder nicht. Ein Füllwort kann dem Satz seine Schärfe nehmen, es kann ihm die richtige Melodie und den gewollten Rhythmus geben, es kann dafür sorgen, dass der Text im Fluss bleibt und nicht ins Stocken kommt und sich der Leser in ihm wohl fühlt. Für mich gibt es viele gute Gründe für den planvollen Gebrauch eines Füllworts. Für Schneider gibt es nicht einen einzigen.

Oder ein anderes Beispiel: Für Schneider trennt ein Punkt immer zwei eigenständige, vollendete Sätze. Für mich trennt er zwei eigenständige Gedanken und es ist mir dabei egal, ob der Satz grammatikalisch vollständig ist. Bei mir bestehen Sätze manchmal nur aus einem Nebensatz. Oder sogar nur aus zwei, drei Worten. Ich bin immer gern dazu bereit, eine grammatikalisch nicht korrekte Konstruktion zu verwenden, wenn es der Verständlichkeit oder der Melodie oder der emotionalen Kraft eines Satzes dient. So etwas hätte Schneider nie akzeptiert.

Drittes Beispiel: Die Konstruktion der deutschen Sprache mit ihren Sperrungen von Subjekt und Prädikat bringt es mit sich, dass man manchmal über mehrere Zeilen hinweg einen Satz lesen muss, ohne dass sich sein Sinn erschließt, bis dann das letzte Wort endlich Aufklärung bringt. Ich halte das meistens für eine schwierige und unzeitgemäße Konstruktion, die das Lesen erschwert und den Rhythmus zerstört. Also wähle ich manchmal einen anglistischen Satzbau, bei dem immer schön eins nach dem anderen kommt und die Worte aufgereiht sind wie die Lichter an einer Girlande. Grammatikalisch verkehrt, aber der Leser weiß zu jeder Zeit genau, wo er sich zusammen mit dem Autor befindet.

RF: Halten Sie dann Ihren Aufenthalt in der Journalistenschule für vergeudete Zeit?

Scheuring: Um Gottes Willen, nein. Das Gute an Wolf Schneider war, dass er mich gezwungen hat, für jede Abweichung von der reinen Lehre gute Gründe zu finden. Er hat vieles, was Marotte war, dadurch eliminiert und das freigelegt, was Substanz hatte. So gesehen verdanke ich ihm am Ende eine ganze Menge.

RF: Wie ist jetzt Ihr Verhältnis?

Scheuring: Als ich für das Renommee der Schule einen kleinen Beitrag leisten konnte, hat er Frieden geschlossen.

RF: Sie haben sich also durch Wolf Schneider nicht irritieren lassen?

Scheuring: Ich lasse mich immer noch durch jeden irritieren, der einen Text von mir kritisiert. Aber am Ende kann ich mich dann doch nicht dementsprechend verhalten.

RF: Was raten sie jungen Reportern zu Beginn ihrer Karriere?

Scheuring: Als ich beim „Spiegel“ gearbeitet habe und mit jungen Leuten zu tun hatte, habe ich ihnen immer geraten: Versucht, Euren eigenen Stil zu finden, schreibt nicht die stereotype „Spiegel“-Geschichte, sondern Eure eigene Vision davon. Versucht nicht, möglichst wenige Fehler im Sinne des „Spiegel“ zu machen. Sondern riskiert etwas. Für eine wirklich tolle, neue Metapher habe ich als Redakteur immer gerne fünf misslungene in Kauf genommen. Streichen kann ein Redakteur jederzeit. Einem Text etwas Besonderes einhauchen kann er nicht. Allerdings weiß ich auch, dass viele Redakteure und CvDs dies anders sehen. In vielen Redaktionen ist ein guter Text einer, der frei von Fehlern ist.

RF: Woher kommt bei Ihnen dieser Drang nach Individualität?

Scheuring: Als Schreiber ist es deine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass dein Text durchgelesen wird. Der Leser muss in der ersten Zeile gekidnappt werden und dann dringend die zweite lesen wollen und danach die dritte und bei der vierten darf er auf keinen Fall aufhören wollen. Bis er nach zehn Seiten aus dem Text wieder auftaucht und sagt: Wow, jetzt habe ich jede Menge gelernt und ich habe dabei die Welt um mich herum vergessen, ich bin aufgewühlt oder perfekt unterhalten, dieser Text und ich, wir hatten zusammen eine tolle gemeinsame Zeit. Wenn uns Reportern so etwas gelingt ist es ein guter Text.

RF: Wir waren bei der Individualität?

Scheuring: Kommt noch. Also: das Problem ist, dass sich unsere Medienlandschaft in den letzten zwanzig Jahren komplett verändert hat. Als ich anfang, 1987, war Information per se etwas, das einen Wert besaß. Heute dagegen sind Informationen überall und kostenlos zu erhalten und der Leser nimmt sie nicht so sehr als Bereicherung denn als Belästigung wahr. Heute muss sich nicht der Leser um Informationen bemühen, sondern die Informationen müssen sich um den Leser bemühen. Meine Zeilen müssen ihn mit jedem Satz davon überzeugen, dass es für ihn sinnvoll ist, seine wertvolle Zeit mit meinem Text zu verbringen. Und wenn mein Text dieses nicht leistet, wandert die Aufmerksamkeit des Lesers sofort zum nächsten Objekt.

Wie aber gelingt uns das? Rhythmus, Fluss, Melodie sind – wie gesagt – wichtige Punkte. Ich muss Brüche vermeiden, an den der Gedankenfluss abreißt. Ich muss zwischen den Sätzen immer Bezüge herstellen. Der Anfang eines Satzes muss einen Anker haben im vorherigen Satz und das Ende muss auf den nächsten verweisen. Ich muss immer wieder ein Bonbon bereithalten für die Mühe des Lesens. Eine Pointe, eine Sprachspiel, eine gelungene Metapher. Und ich muss eine individuelle, kraftvolle Sprache pflegen, weil unser Verstand dazu neigt, Inhalte zu ignorieren, wenn er sie als bekannt oder gelernt abhaken kann. Es ist immer das Neue, Individuelle, das unsere Aufmerksamkeit elektrisiert, nicht die Stereotype.

RF: Gibt es einen Autor, der Sie besonders geprägt hat?

Scheuring: Vielleicht habe ich am meisten von Friedrich Nietzsche gelernt. Seine Sprache hat mich begeistert, er war mein Held, einer der genialsten Stilisten, die es jemals gegeben hat. Und unter den Reportern natürlich Marie-Luise Scherer, obwohl ich ganz anders schreibe als sie und ich mich auch gar nicht mit ihr vergleichen möchte.

RF: Warum gibt es eigentlich kein Buch mit den schönsten Reportagen von Christoph Scheuring?

Scheuring: Weil ich es nicht ertrage, meine alten Geschichten zu lesen. Ich lese zehn Sätze und denke: Mein Gott, welchen Mist hast Du da bloß zusammengeschmiert? Ich habe auch keine Zeitungen oder Magazine aufbewahrt, in denen Geschichten von mir erschienen sind.

RF: Sie machen sich so viel Arbeit, und dann ist es weg?

Scheuring: Schwachsinnig, oder? Aber das ist halt so. Ich kann da nicht über meinen Schatten springen.

RF: Haben Sie eine Erklärung dafür?

Scheuring: Ich denke, es hängt mit meinem Hang zusammen, vor allem das Negative zu sehen. Angenommen, jemand käme jetzt zu mir und sagte: Dieser Text ist wirklich dünn, dann würde mich das sehr treffen, auch wenn es die Kassiererin im Supermarkt ist. Würde diese Frau aber sagen: tolles Stück, dann würde ich denken: Naja, ob die mal Ahnung hat? Diese Eigenart gehört nun einmal zu mir.

RF: Gibt es einen Text, den Sie für Ihren gelungensten halten?

Scheuring: Sie ahnen, dass ich diese Frage nicht beantworten kann. Das Problem ist, dass man als Schreiber ein ganz anderes Verhältnis zum Text hat als der Leser. Ein Leser sieht nur, was da steht. Als Schreiber aber weißt Du, was möglich war und was du daraus gemacht hast. Ein guter Text ist für den Schreiber einer, der dem Material und dem Erlebten relativ nah kommt. Das kann aber ein Text sein, der viel schlechter ist als ein anderer, weil bei dem anderen das Material einfach viel besser war.

Das ist übrigens auch ein Problem bei diesen großen Journalistenpreisen. Es gibt Geschichten, die so packend sind, so dramatisch, dass man sich als Autor kaum anstrengen muss. Du brauchst nicht mal eine Dramaturgie zu entwickeln. Du fängst bei A an, gehst chronologisch vorwärts und endest bei Z. Kein eigener Gedanke, eine durchschnittliche Sprache und trotzdem eine Riesengeschichte. Die Leistung ist dabei allerdings recht überschaubar.

Und es gibt andere Fälle, da kommst du nach der Recherche nach Hause und hast nichts als einen Haufen Müll. Kein Drama, keine gute Geschichten, gar nichts. Trotzdem musst du daraus etwas zaubern. Und dann gelingt es dir, dass man den Text wirklich gerne liest, aber für diesen Text wirst du nie einen Preis bekommen. Dabei ist die Leistung als Autor ungleich größer. Nehmen wir jemanden wie Jochen Siemens vom „stern“. Jochen Siemens ist wirklich ein großer Erzähler, aber er hat immer die schwachsinnigsten Themen. Vielleicht will er es nicht anders, ich weiß es nicht, ich kenne ihn auch nicht, aber er wird für seine Arbeit nie den Preis bekommen, den er verdient. Und andere, die vielleicht einen Menschen kennen, der langsam an Krebs stirbt, und

die das Drama dann protokollieren, haben einen ergreifenden Text. Oft ist es der Stoff, nicht der Autor, der eine Geschichte adelt.

RF: Mir ist von Ihren Texten besonders der über Dieter-Thomas Heck in Erinnerung geblieben. Diese Konsequenz, diese Urteilskraft, diese Selbstironie ... beeindruckend. Mutig.

Scheuring: Mut ist, wenn es um den Showbetrieb geht, keine Qualität. Ich kenne viele Autoren, die die mutigsten Dinger schreiben, aber wenn dann Dieter-Thomas Heck an der Tür klingelt, sind sie plötzlich nicht mehr zu sprechen. Wer sich hinter einem Magazin wie dem „Spiegel“ verstecken kann, muss nicht mutig sein.

Mir haben Geschichten, in denen ich jemanden an den Pranger stelle, immer Bauchschmerzen bereitet. Wenn ich recherchiere, ist es meine Intention, dass ich den Menschen, über den ich schreibe, wirklich verstehen möchte. Auf Recherche bin ich nicht derjenige, der andere provoziert und dann daraus Informationen saugt, sondern der Freund, dem alles erzählt wird. Und beim Schreiben wird aus mir dann wieder der Journalist. Da allerdings habe ich dann ein echtes Problem mit mir, weil ich im Grunde genommen einen Menschen verrate. Heck wird das ganz sicher genau so empfunden haben.

RF: Weshalb?

Scheuring: Zum Beispiel die Geschichte, dass er seine Frau fast erwürgt hätte, hat er mir nur erzählt, weil er geglaubt hat, ich wäre so eine Art Beichtvater. Er hat nicht gesagt: Schreib es nicht. Aber ich weiß nicht, ob er damit glücklich war.

RF: Wie waren die Reaktionen auf den Text?

Scheuring: So unterschiedliche Reaktionen wie bei dem Porträt über Heck habe ich nie wieder bekommen. Am nächsten Morgen hat mich Rudi Carrell in meinem Büro angerufen und sich aus vollster Seele gefreut, dass ich Heck eine „reingewürgt“ hätte und wie toll er das fände, dass „dieser unsägliche Typ erledigt“ sei. Andere fanden die Geschichte zu nett. Wieder andere nicht nett genug. Heck selbst hat sich bei mir nicht mehr gemeldet.

RF: Bereuen Sie im Nachhinein, dass Sie Heck „verraten“ haben?

Scheuring: Ich habe ehrlich versucht, ihn zu verstehen. Ich habe ihn in manchen Sätzen ans Kreuz genagelt, aber ich habe ihn auch mit anderen wieder herunter genommen.

Jedenfalls sieht man an dieser Art von Geschichten das Dilemma, in dem wir Journalisten stecken: Wir sind wesensmäßig zynisch. Es ist ein zynischer Beruf, weil wir mit dem Leid anderer Leute und der Denunziation Auflage machen. Aus diesem Dilemma kommen wir nicht heraus. Das ist so. Und das war für mich immer ein Problem. Deshalb habe ich es mir zum Grundsatz gemacht, dass alle, die nicht mit mir reden müssen, die Geschichte, die ich über sie schreibe, vor dem Erscheinen zu sehen bekommen. Also der Drogensüchtige von der Straße zum Beispiel. Prominenten, die sich aus eigenem Entschluss in die Öffentlichkeit drängen, und denen meine Geschichte zur Popularität verhilft, zeige ich sie dagegen nicht. Das war immer mein Credo. Und das hat zu harten Diskussionen beim „Spiegel“ geführt, wo es nicht zur Geflogenheit gehört, Texte zu zeigen. Das Grunddilemma wirst du aber

auch so nicht los – dass du das Leid anderer für dich ausnutzt. Du milderst den Zynismus höchstens.

RF: 1991 haben Sie den Kisch-Preis gewonnen für eine Reportage über eine merkwürdige Sterbewelle in einem Dorf in der DDR, unweit einer Uranfabrik der Wismut. Haben Sie für dieses Stück lange recherchiert?

Scheuring: Die Recherche war nicht sehr zeitintensiv, was sicher vor allem an der Nachwendezeit lag. Die Leute in der DDR waren euphorisiert von der Freiheit, von der Zukunft und hatten keine Erfahrung mit westlichen Medien. Für Journalisten gab es nie wieder zuvor oder danach ähnlich paradiesische Zustände. Jeder, den du fragtest, schüttete dir sein Herz aus und legte alles auf den Tisch. Sogar die Ärztin kam mit all ihren Patientenakten zu mir. Du hast Informationen bekommen, für die du heute ein Jahr lang recherchieren müsstest.

Eine der zentralen Figuren der Reportage ist der Totengräber von Braunichswalde. Ich bin zu ihm hin und habe ihm gesagt: Ich bleibe jetzt drei Wochen bei dir. Du gibst mir ein Zimmer, ich zahle dafür und Du erzählst mir alles über Dein Dorf und zu wem ich gehen kann und muss. Also habe ich drei Wochen lang in diesem Dorf gelebt, mehr Zeit hat es nicht gebraucht. Die Situation für die Menschen war beklemmend, plötzlich fingen alle um sie herum an zu sterben ... Da wird ein Journalist zu einem Hoffnungsträger. Auch das ist zynisch an unserem Beruf: Du kannst dieser Hoffnungsträger nicht sein, aber es wird von dir erwartet.

RF: Wie ist die Idee zu der Geschichte entstanden?

Scheuring: Es war eine Geschichte, die ich für den „stern“ recherchiert habe, aber dann hat man mich dort vor die Tür gesetzt und deshalb habe ich sie in „Transatlantik“ veröffentlicht, unter dem Namen meiner Schwester.

RF: Weshalb hat man Sie rausgeworfen?

Scheuring: Michael Jürge hat, wie gesagt, mich nicht nur auf die Journalistenschule gebracht, sondern danach auch direkt zum Stern geholt. Ich verdanke ihm meine ganze Karriere. Er wurde dann Chefredakteur und 1990 von seinem Co-Chefredakteur Rolf Schmidt-Holtz, der gleichzeitig Herausgeber war, wieder gefeuert. Für mich stand es außer Frage, fest auf Jürge Seite zu stehen.

RF: Konkret?

Scheuring: Schmidt-Holtz und ich begegneten uns auf dem Flur. Wie gingen aneinander vorbei, er hat mich begrüßt und ich ihn nicht. Da hat er gesagt: Herr Scheuring, halten Sie mich für ein so großes Arschloch, dass Sie mich nicht mehr grüßen können? Ich habe ihm gesagt, dass ich ihn schon grüßen könnte, aber dass er trotzdem ein Arschloch sei. Das war, zugegebenermaßen recht pubertär. Am nächsten Tag wurde mir von seinem Vize, Uli Jörges mitgeteilt, dass ich nicht mehr zum „stern“ gehören würde.

Das hat mich furchtbar getroffen. Das war für mich so, als hätte meine erste Freundin mit mir Schluss gemacht. Der „stern“ war meine Heimat. Für den „stern“ habe ich meine erste Geschichte geschrieben. Ich konnte das nicht professionell sehen, ich fand es so bitter-böse und ungerecht, dass ich einen heftigen Brief geschrieben habe an den Chefredakteur. Der führte dann zu einer

fristlosen Kündigung. Trotzdem wollten sie beim „stern“ von mir noch diese Geschichte über das sterbende Dorf bekommen. Natürlich habe ich das abgelehnt, dann hat mir die Rechtsabteilung gedroht für den Fall, dass ich sie woanders veröffentlichen würde. Also erschien die Reportage unter Pseudonym in „Transatlantik“.

Die Ironie war dann, dass diese Geschichte den Kisch-Preis gewann. Natürlich war Rolf Schmitdt-Holtz als Chefredakteur des „stern“ auch in der Jury und erinnerte sich kein bisschen an dieses Thema. Als klar wurde, wer der Autor war, hat sich die Jury nochmal zusammengesetzt und überlegt, ob sie verhindern könne, dass ich den Preis bekomme. So hat man es mir jedenfalls erzählt. Aber da hatten sie die Pressemeldung schon an dpa geschickt.

RF: Damals gehörte der Gewinner des Kisch-Preises im darauffolgenden Jahr der Jury an. Wie war das?

Scheuring: Vielleicht hatte die Jury einen schlechten Tag damals, mir jedenfalls hat es den Glauben an den Wert dieser Preise etwas genommen. Kaum einer der Juroren hatte damals die Geschichten gelesen. Niemand hatte eine Idee, nach welchen Kategorien man urteilen sollte. Sprache spielte überhaupt keine Rolle. Ich persönlich hielt damals die Geschichte von Cordt Schnibben über Dioxin und die merkwürdige Verharmlosung, die Richard von Weizsäcker im Umgang mit dieser Substanz betrieb, für die beste Geschichte des Jahres. *(Von Weizsäcker war persönlich haftender Gesellschafter der Chemiefirma Boehringer Ingelheim, die Unkrautvernichtungsmittel herstellte, wobei massenhaft Dioxin anfiel. RF)*

Die Geschichte erhielt dann keinen Preis, weil von Weizsäcker in einem Leserbrief im „Spiegel“ mit ein paar dünnen Zeilen alle Schuld von sich gewiesen hatte. Das allein hatte der Jury genügt, um den Namen Cordt Schnibben von der Liste der möglichen Preisträger zu streichen. Das hat mich dann schon desillusioniert. Unabhängig von dem Proporzgeschacher der Chefredakteure, das wohl zu den meisten Jurys gehört: „Wenn Du für meinen Kandidaten votierst, stimme ich für deinen.“

RF: Sind Sie Ihren Protagonisten immer so eng auf den Leib gerückt wie dem Totengräber von Braunichswalde?

Scheuring: Es war immer mein Ziel, den Leuten so nahe wie möglich zu kommen. Als ich einmal eine Reportage gemacht habe über die Drogen-Kinder vom Bahnhof Köln, habe ich meinen alten Mercedes-Kombi dort auf dem Parkplatz abgestellt und darin zwei Wochen gelebt und geschlafen. Und die Jungs manchmal auch. Ich glaube, dass man in der Welt der Menschen leben muss, um sie zu verstehen. Erst wenn so etwas wie ein gemeinsamer Alltag beginnt hören die Menschen auf, sich darzustellen. Erst dann bin ich nicht mehr der Erwachsene, dem sie irgendetwas auftragen, sondern derjenige, mit dem sie etwas teilen. Erst dann ist so etwas wie Verständnis von beiden Seiten aus möglich.

RF: Viele Ihrer Reportagen beginnen nicht szenisch: „Es schneit, der Wind pfeift“, sondern mit einer Nacherzählung, einer Rekonstruktion. Etwa in der Geschichte „Das vierte Gesetz im Knast“. Das klingt dann so: „Axel Rosenthal war 19, als er sein Leben endgültig in die Scheiße ritt. Es passierte an einem milden Oktoberabend, und er trug eine schwarze Bomberjacke, eine blaue Levi's 501 und hatte ungefähr zwei Gramm Koks in der Nase.“

Scheuring: Meine Themen handeln oftmals von unerhörten, ungekannten, ungeheuerlichen Dingen an den Rändern unserer Gesellschaft. Dann kann ich nicht den prominentesten Absatz eines Textes mit so etwas läppischen vergeuden, wie meinen Gefühlen während der Recherche. Wenn ich den Wind pfeifen lasse, rede ich streng genommen über mich. In den meisten Fällen halte ich das für geschwätzig.

RF: Sie schreiben nicht gerne über sich?

Scheuring: Ich habe mich zu einige Ich-Geschichten hinreißen lassen. Aber ich halte das für eines der schwierigsten Sujets überhaupt. Man hat sich selbst zum Thema und muss trotzdem bescheiden sein. Man muss Interessantes erzählen, aber darf nicht eitel sein. Eigentlich gibt es nur wenige Autoren, die brillant genug sind, dass ich ihnen eine Ich-Geschichte verzeihe.

RF: Zum Beispiel?

Scheuring: Benjamin Stuckrad-Barre. Matthias Matussek, Helge Timmerberg. Und vielleicht noch ein paar wenige andere.

RF: Diese Geschichten von den Rändern der jugendlichen Gesellschaft, wir haben in den letzten Jahren, wenig dazu von Ihnen gelesen.

Scheuring: Ich glaube nicht, dass man solche Geschichten mit 50 noch machen kann. Das hat funktioniert, solange ich 30 war. Ich würde heute nicht mehr auf ihrer Ebene akzeptiert. Vielleicht würden sie mich annehmen als einen Menschen, der es gut mit ihnen meint. Vielleicht würden sie mir auch noch das eine oder andere von sich erzählen. Aber ich würde nicht mehr mit ihnen leben können.

RF: 1998 sind Sie für zwei Jahre zu „Bild“ gegangen, ein Schritt, den viele Kollegen nicht nachvollziehen konnten.

Scheuring: Für mich war es eher folgerichtig. Erstens war es während einer kurzen Phase, in der die Bildzeitung politisch, moralisch und journalistisch nicht so fragwürdig war wie heute. Zweitens haben meine Art zu schreiben und die Sprache des Boulevards gemeinsame Wurzeln. Und drittens hatte ich in den seriösen Medien, wenn man so will, alles erreicht, was mir möglich war. Ich hatte das Gefühl, dass es mir immer gelingen würde, eine brauchbare Geschichte hinzubekommen, so lange ich einen Monat Zeit habe dafür. Was ich nicht wusste, war: Wie es ist, wenn ich nur eine Stunde habe.

RF: Und wie war es?

Scheuring: Ich erinnere mich zum Beispiel an ein Stück über Monica Lewinsky, mit der ich damals sprechen konnte. Für diese Geschichte hat mir „Bild“ soviel Platz eingeräumt wie für eine große Geo-Geschichte. 36.000 Anschläge, die habe ich aufgeschrieben in einer einzigen Nacht, von elf Uhr abends, bis morgen um sieben. Keine Chance auf einen zweiten Anfang, kein langes Feilen an jedem Wort, das war Schreiben im Rausch. Extrem konzentriert und euphorisiert. Das war schon eine neue Erfahrung

RF: Waren Sie zufrieden mit dem Ergebnis?

Scheuring: Abgesehen davon, dass ich nie zufrieden bin? Die Geschichte ist schlechter als ich während des Schreibens dachte. Aber nicht so schlecht, wie sie unter den Umständen eigentlich hätte sein müssen.

RF: Im Jahr 2000 haben Sie zusammen mit dem damaligen „Bild“-Chefredakteur einen Kriminalroman geschrieben. Wie kam es zu dieser Zusammenarbeit?

Scheuring: Ich war für die Bildzeitung während des Krieges im Kosovo. Die Erfahrung, die ich dort gemacht habe, war: Für solche Geschichten ist das Boulevard nicht geeignet. Das Boulevard räumt für Monica Lewinsky drei Seiten frei. Aber nicht für einen Bäuerin im Kosovo, die mit bloßen Händen ein Massengrab durchwühlt auf der Suche nach Spuren ihres vermissten Sohnes. So eine Geschichte lässt sich aber nicht auf fünfzig Zeilen erzählen. Deshalb kam der Chefredakteur auf die Idee, meine Erlebnisse dort für einen Krimi zu nutzen. Er liefert den Plot, ich die Kulisse und meine Schreibe.

RF: Ich war überrascht, dass Sie in Hamburg wohnen – das letzte Gerücht, das ich über Sie gehört habe, war, dass Sie einen Angelladen in England betreiben. Tatsächlich produzieren sie Kundenmagazine im Auftrag von Unternehmen.

Scheuring: (lacht) Es gibt jede Menge Gerüchte über mich: Dass ich eine Schreibblockade hätte, dass ich Taxi fahren würde, der Angelladen in England ist auch sehr schön, ... stimmt aber alles nicht.

RF: Sind Sie heute da, wo Sie immer hinwollten?

Scheuring: Eigentlich nicht. Wohl aber ich bin dort, wo ich zwangsläufig landen musste. Am liebsten wäre ich heute wohl jemand, der seine Hand über junge Reporter hält, die so sind, wie ich einmal war. Unprofessionell, aber voller Leidenschaft für die Sprache, ohne Fürsprecher in der Maschinerie der Medien. Aber dafür müsste ich in einer hierarchischen Position sitzen, in der ich nicht sitze.

Ich habe die Zeiten, in denen ich in Redaktionen gearbeitet habe, immer genossen. Zum Beispiel bei „Tempo“. Tempo war eine Redaktion, die als Redaktion eine Vision hatte. Tempo wollte anderen Journalismus machen, gegen die etablierten Medien. Mit anderem Feuer, anderer Sprache, anderen Themen und mehr Gemeinsamkeit. Wenn dort einer eine großartige Geschichte gemacht hat, haben sich alle gefreut. Das klingt jetzt ein wenig verklärend, aber bei „Tempo“ herrschte wirklich eine tolle, relativ neidfreie Atmosphäre. Journalistisch war es eigentlich meine schönste Zeit.

RF: Würde es Sie nicht interessieren, wieder für große Magazine große Geschichten zu schreiben?

Scheuring: Es hat mir nie etwas gegeben, ob und wo meine Geschichten veröffentlicht wurden. Ich glaube nicht, dass ein eine Geschichte durch ein bedeutendes Magazin an Bedeutung gewinnt. Weshalb mein jetziger Job eigentlich ziemlich ideal ist: Ich schreibe jedes Jahr ein Jahrbuch für eine exklusive Glashütter Uhrenfirma, mit vielleicht 15 Geschichten, die ich zusammen mit dem Kunden verabrede. Dieses Buch wird in einem Kreis veröffentlicht, der so exklusiv ist, dass ich niemals die Gelegenheit haben werde, einen der Leser persönlich kennen zu lernen. Das empfinde ich als luxuriösen Zustand.

RF: Seit wann ist Ihnen das Reportage-Schreiben nicht mehr so wichtig?

Scheuring: Das ist die falsche Frage. Es war nie so, dass ich das Schreiben als solches genossen hätte. Außer bei der Bildzeitung vielleicht. Schreiben ist bei mir immer ein Vorgang, bei dem persönlicher Einsatz und Resultat in keinem gesunden Verhältnis stehen.

RF: War das Schreiben für Sie immer gleich schwer oder wurde es irgendwann immer schwieriger?

Scheuring: Es wurde extrem viel leichter durch den Computer. Endlich konnte man einen Satz so oft ändern, wie man wollte. Vorher bestanden meine Seiten immer aus 15 Lagen Tipp-Ex übereinander. Der Computer hat das Schreiben für mich extrem beschleunigt. Und ansonsten gab es und gibt es Geschichten, die sich von selbst schreiben, während andere extrem schwierig sind. Die Braunichswalde-Geschichte etwa hat ewig gedauert.

RF: Wie schreiben Sie, ganz konkret?

Scheuring: Ich bin auf der Recherche wie ein Schwamm. Ich sauge alles auf und wenn ich nach Hause komme, habe ich bergeweise Notizblöcke in meinem Gepäck. Dann schreibe ich jede Notiz unstrukturiert in den Computer und dadurch ist sie dann auch in meinem Kopf. Dann setze ich mich an meinen Schreibtisch, und dort wächst die Geschichte eher aus sich heraus, als dass ich sie plane. Das ist wie ein organischer Vorgang. Ich weiß am Anfang nicht, was ich sagen will. Ich habe keine Struktur, ich kenne den Einstieg nicht, ich kenne den roten Faden nicht, ich weiß auch nicht, was am Ende passiert. Ich bastele an einer ersten Szene herum, bis ich denke, dass sie so funktionieren könnte. Und dann entwickelt sich daraus die nächste und daraus die dritte. Es kann passieren, dass dieser Weg irgendwann in eine Sackgasse führt und ich denke: Nö, nochmal alles auf Start. Manchmal läuft der Text auch durch bis zum Ende.

In einem guten Anfang ist ja die ganze Geschichte bereits wie ein Samenkorn angelegt. Die Tonalität, die Perspektive des Erzählens, der rote Faden, irgendein Bezug auf das Ende. Das alles sind Dinge, die Du nicht überblickst, während du den Anfang schreibst, und die doch zu einem guten Anfang gehören.

RF: Entwickelt sich die Geschichte dann auf dem Papier so, wie Sie es erwarten?

Scheuring: Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Es war ganz am Anfang meiner Laufbahn, als ich Praktikant bei „Brigitte“ war. Ich sollte eine Geschichte schreiben über eine Schrottfahrerin und habe dann ein paar Tage mit ihr Schrott gesammelt, alte Motoren auseinandergelassen und solche Sachen, und dann bekam ich einen Anruf, dass Nastassja Kinski in der Stadt sei, und ich sie jetzt gleich interviewen müsste. Ich hatte keine Zeit, die schmierigen Haare zu waschen, und die verölten Fingernägel wurden mit Seife auch nicht mehr sauber, und ich bin wirklich wie ein Schrotthändler bei ihr aufgetaucht. Jung, aufgereggt, verdreht, und sie saß da mit den schönsten Lippen der Filmindustrie auf einem Sofa, schmal, verletzlich und trotzdem offen, extrem nett, kein Naserümpfen, mein Aufzug hat für sie überhaupt keine Rolle gespielt. Ich war reichlich verliebt, würde ich sagen, mehr oder weniger, und hatte den festen Willen eine bedeutende Hymne zu schreiben. Herausgekommen ist dann ein unbedeutendes Stück, das nicht von einem Engel handelte sondern von einer Frau, die zwischen Showbiz, Muttersein und

Esoterik pendelt. Geplant war das nicht. So was passiert mir immer mal wieder.

Interview: Ariel Hauptmeier